

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

4.9.1932 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 36



4. Sept. 1932

Mar Bittrich / Student von heute

„Student sein, wenn die Veilchen blühen“,
Auch uns gefällt das Lied vom Mai,
Doch gilt's, sich durch den Sturm zu mühen:
Studentenblut ist gern dabei.
Student sein, wenn die Wetterwolke
Des Zwangs auf deutschem Schicksal liegt,
Heißt Zukunft bauen mit dem Volke,
Sich rühren, bis die Sonne siegt.

Wir lernen noch aus dicken Bänden,
Wir hängen still an weisem Mund,
Doch oft sind wir mit zähen Händen
Student zugleich in ander'm Bund:
Maschinen suchen wir und Schächte,
Das Werk, wo Hüttenfeuer loht,
Zum Corpus juris stille Nächte
Erringt uns selbstverdientes Brot.

Student sein: selbst Granit behauen
Zur Brücke, die uns weiterbringt,
Student sein: unverdrossen bauen,
Bis stolzer Mut die Not bezwingt.
So ackern wir und schmieden Eisen,
Bis Faust uns macht und Wissen frei;
Ein guter Stern wird Wege weisen
Zum hellsten Lied im neuen Mai.

Carl Hessemer / Die Malerin Clara Wagner-Grosch

Als vor wenigen Jahren der hochbegabte und betagte Freund edlen Schrifttums und hoher Kunst, der Geheimrat Otto Grosch, in seiner Karlsruher Heimat verstarb, wurden seiner Schwester Klara Beziehungen zur badischen Landeshauptstadt etwas gelockert. Noch der 70. Geburtstag des Jugendfreundes der beiden, des Dichters Heinrich Bierordt, brachte die Kunst der Malerin in nähere Beziehung zum Karlsruher Publikum durch das eindrucksvolle Bildnis des Dichters, das, im Verein mit anderen Werken ihrer Hand, bei Moos ausgestellt worden war. Allein, dem Menschen wie dem Künstler in dieser seltenen Frau blieb Karlsruhe eine Heimat, wie ebenso die andere süddeutsche Residenz: Darmstadt. Dort wurde die 1863 Geborene schon frühe in ihrer Kunst ausgebildet; mit vehementem Fleiß und der Energie, die ihr eigen, stürzt sie sich in den Malberuf und leistet gründlichste Arbeit. Mächtigen Anstoß und Anregungen erhält sie durch den ersten Lehrer im Zeichnen, den berühmten hessischen Kupferstecher Jakob Felsing.

Um die Jahrhundertwende wird plötzlich der Name bekannt: Klara Grosch bekommt von Großherzog Ernst Ludwig von Hessen den ehrenden Auftrag, die kleine Prinzessin Elisabeth, das durch seinen frühen tragischen Tod bekannt gewordene, liebliche „Prinzesschen“ zu malen; bald folgt das stilisierte Porträt der nachmals geschiedenen Großherzogin Melitta. Die Darmstädter Kunstzeitschrift Alexander Kochs bringt eine eingehend würdigende Bildabhandlung. Der junge Ruhm wächst. Die Aufträge in der großen Gesellschaft kommen. Die Künstlerin wird über ganz Deutschland namhaft, und ins Ausland hinaus sogar führen sie die Bildnisse.

Zurückhaltend gegenüber den allerhand Strömungen, die inzwischen aufwucherten, und sehr zugängnislos und selbstbewußt einem Ideal zugeharrt: dem einer geistig vertieften Wieder-
gabe, und dennoch lebhäutig immer schön zu malen, das eben,

was das Objekt heischte — und sie hatte bedeutende Objekte und schöne Porträtmodelle je und je —, so formte sich der Stil der Schülerin Gussow-Berlin; es war die kraftvolle Behagung des Antlitzes jener selbstgewissen, gesättigten Kultur im jungen Jahrhundert. Und die Künstlerin hat diesen Stil ohne Bedingung treu durchgehalten, und mit ihm durchgehalten ihren klangvollen Namen bis zu den letzten herrlichen Arbeiten, die sie in Locarno noch schuf, rüstig, wie immer, diesem eminenten Gedanken dienend, durchs Bildnis Seele zu ergründen, sie reden zu machen aus ihrem subtil nachspürenden Pinselstrich heraus, der manchmal offenbarend wurde und immer wahr gewesen ist.

In diese unvergleichliche tessinische Landschaft um Locarno, in das helle Licht, das sie so liebte, in eine nachmalige Wahlheimat, die dritte Heimat ihres Lebens und ihrer sonnenbürstenden Seele, führte seinerzeit der Gatte sie heim, der schweizerische Landschaftsmaler Jakob Wagner, der ihr ein Haus dort erstellte und ihr ein Glück bereitete, wie es selten beschieden ist. Und getreu der Uebereinkunft, dem Menschlichen zugleich im höchsten Maße zu dienen, übernahm die prachtvolle Frau nach Wagners Tod im Jahre 1915 das Erbe. Noch im heiligen Schmerz Gutes stiftend, wo sie konnte, im ernstlichen Dienst der Schönheit immer wieder stehend, des äußeren wie des inneren Lichtes, der Erleuchtungen selber voll, wurde ihr Heim der gesellige Mittelpunkt eines erlebten Kreises Gleichgesinnter im Leben der Kunst und des Geistes. Sie stand in edlem Wollen besonders nahe dem dichterischen und künstlerischen Lebenswerk Elision von Kupfers in Locarno. Und diese anregende Geselligkeit trug und erhob ihr eigenes Wirken unter inneren Ehrungen und Verehrungen, die auch ihrem äußeren Lebensabend jene glühvolle Befriedigung gaben, jenen nimmermüden Enthusiasmus erhielten, wie er die Frau durch ihr ganzes reiches Leben begleitet hat, und den alle teilnehmend dankbar spüren durften, die sie kannten.

Gustav Rommel / Stutensee

II. (Schluß.)

Das fürstliche Leibgestüt war zu Ende der Regierungszeit Carl Friedrichs und unter seinem Nachfolger in dem Bestande zurückgegangen. Großherzog Ludwig ergänzte das Gestüt wieder einigermaßen, mehr Pflege aber durfte Stutensee von Großherzog Leopold erfahren. Dieser Fürst hatte ein besonderes Interesse an der Hebung des Leibgestütes. Er kam mehrmals in der Woche nach Stutensee und besichtigte die Pferde¹⁾, aus denen die badischen Militärpferde ausgewählt wurden. Außer den Pferden waren damals auf dem Gutshofe neben zahlreichem Geflügel und Schweinen noch etwa 30–40 Stück Rindvieh und 100–150 Schafe. Allmonatlich wurde dem Fürsten ein Rapport über das Kammergut vorgelegt. Diese Rapporte waren in den 1840er Jahren auf der Titelseite mit der Aufsicht von Stutensee geschmückt (Lithographie von P. Wagner), und meldeten jeweils den Stand des lebenden Inventars und die sonstigen Verhältnisse des Hofgutes, wie Ernten und vorgenommene Arbeiten.

Um den Bestand des Gestütes und die Bewirtschaftung von Stutensee hatten sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Gestütsinspektoren Daniel Ludwig, dann Stüber (bis 1829) und besonders der Oberleutnant Martin Joh. Springer (bis 1838) verdient gemacht. Letzterer veranlaßte auch, daß die schönsten Pferde des Gestütes gemalt wurden. Die Bilder schmückten die Räume des Schloßchens noch bis 1918.

Das Hofgut Stutensee mit seiner Markung war 1834 vermessen worden. Es umfaßte damals 281 Morgen, 3 Viertel und 72 Ruten. Das Gelände war eingeteilt in 11 Wiesen- und 9 Feldkoppeln, abgegrenzte, teilweise mit Zaun versehene Landstücke. Einzelne Koppeln trugen in den 1830er Jahren zum Teil Namen von Mitgliedern der fürstlichen Familie, so z. B. Karls-Koppel, Wilhelms-, Friedrichs-, Alexandrinen-, Sophien-, Leopolds-, Marien- und Cäcilien-Koppel. Zur Markung zählte ferner der Förstersacker (Jägersacker), der Buchforstacker, das Brunnenstück, der Rödelstein, der Baumgarten, der Eisgrubenbühl, auch Promenadenacker genannt, und das „Eingemacht Stück“. Der Buchforstacker war die Hauptweide und ganz mit einem lebenden Hag und einer dreifachen Reihe von Hornbäumen eingezäunt. Die Markung, früher nicht eingesteint, hatte noch bis vor Jahrzehnten einen im Jahr 1745 aus Raubbüchen gepflanzten dichten Hag auf der Südwest- und Nord-Seite zur Grenze, während im Osten der Alte Bach den Abschluß bildete. Außerdem war das ganze Gut von einer einfachen Reihe von Obstbäumen umgeben. Ein regelmäßig angelegtes Grabensystem durchzog das Gelände zu Bewässerungszwecken; der am Eingang vor den Wachtbüschen vorbeiführende Graben war mit Zweitschägenbäumen umsäumt und hieß deshalb der „Zweitschägengraben“.

Für das Kammergut Stutensee hatten die umliegenden Gemeinden die sog. Herrenfronen zu leisten. Diese bestanden seit Anfang des 18. Jahrhunderts im Fahren von Dung, Mähen von Wiesen, der Besorgung der Heuernte. Für jeden Wagen Heu, der eingefahren wurde, gab die Herrschaft den Fronleuten $\frac{1}{2}$ Maß Wein und 1 Pfund Brot. Der aufsichtführende Ortsvorstand der einzelnen Gemeinden erhielt ein ganzes Maß Wein und 2 Pfund Brot. Das Reinigen der Gräben und Bäche in der Fron²⁾ fiel den Gemeinden Blankenloch und Spöck allein zu. Die Herrenfronen wurden im Jahr 1833 mit einem Gesamtkapital von 6260 fl. abgelöst.

Die Bewirtschaftung der Domäne Stutensee war wegen des damit verbundenen Leibgestütes eine Zeilang vom Finanzministerium dem Großh. Oberstallmeisteramt übertragen worden. 1831 ging das Gut „zur Beseitigung gewisser Konflikte“ in die Obhut des Großherzoglichen Hauses über. Der Steueranschlag des gesamten Kammergutes war damals 125 629 fl.

Im Jahr 1848 übernahm die Intendanz der Hofdomänen wieder Stutensee vom Oberstallmeisteramt. Schon seit 1845 war wegen des hohen Aufwandes des Gestütes der Pferdebestand bedeutend verringert worden, eine Maßnahme, die sogar die Pfarrer von Blankenloch und Friedrichstal traf. Ihnen konnte nämlich nun die seit langer Zeit alljährlich zugestandene Lieferung von zwei Wagen Pferdemeist aus Stutensee nicht mehr bewilligt werden.

Wenige Jahre darnach, im Jahr 1851, wurde das Großherzogliche Leibgestüt Stutensee ganz aufgehoben. Für den landwirtschaftlichen Betrieb des Gutes hielt man nur noch Kühe und Schafe, die Geflügelzucht wurde erweitert. Besondere Pflege

ließ man wieder der Obstbaumzucht angedeihen, für die schon seit 1815 eine eigene Plantage vorhanden war.

Nach der Aufhebung des Gestütes stand man vor der Frage der weiteren Verwendung der großen Ställe und Dekonomiegebäude. Es fand sich zunächst der Ausweg, daß die Remonteabteilung der Bruchsaler gelben Dragoner unter Rittmeister Schmiech mit 58 Pferden und der nötigen Mannschaft im Jahr 1859 in Stutensee einzog. Sechs Jahre, bis 1865, war das Kammergut dann badischer Militär-Remontehof. Diese militärische Besetzung des Schloßchens und seines Gutes hatte aber zu allerhand Unzuträglichkeiten geführt, weshalb man andere Verwendung ins Auge faßte. 1869 hatte die Großherzoglich Landwirthschaftliche Gartenbauerschule die Domäne in Pacht genommen, 1874/75 wurde der ganze Dekonomiebetrieb in Stutensee aufgehoben und zur Verpachtung der Ländereien teilweise übergegangen. Die Verwaltung des fürstlichen Schloßanwesens verfiel ein Hoffäger, der gleichzeitig eine kleinere Dekonomie betrieb und eine Gaststätte für die Besucher unterhielt, die zur Besichtigung des Schloßchens kamen.

Im Jahr 1908 bekam Stutensee nochmals militärische Einquartierung auf ein halbes Jahr, als im Artillerie-Regiment Großherzog Nr. 14 eine Seuche unter den Pferden ausgebrochen war. Wieder standen etwa 50 Pferde in den Ställen des Hofguts, wohn 1 Offizier, 2 Unteroffiziere und 17 Mann abkommandiert waren. Auch während des Weltkrieges 1914/18 wurden die Stutenseer Gebäude zu verschiedenen militärischen Zwecken verwendet.

Wie unter Markgraf, Kurfürst und Großherzog Carl Friedrich, so wurde auch nach ihm Stutensee in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der fürstlichen Familie besonders häufig besucht, namentlich von den Prinzessinnen, die gerne da Landaufenthalt nahmen. Aber man erfährt auch aus den Akten (1818), daß (wohl durch das Gestüt) „eine enorme Menge Fliegen“ im Sommer vorhanden war, die die Inassen des Schloßchens belästigten und die Zimmer sehr beschmutzten.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurden gerade wegen des häufigen fürstlichen Besuches an den Gebäulichkeiten von Stutensee wiederholt Erneuerungen vorgenommen. Namentlich das Schloßchen erfuhr in seinem Inneren und Aeußeren manche Veränderung. 1807 wurde es neu möbliert; diese Empire-Möbel standen bis 1918 dort. Das Neuere erhielt 1821 u. a. einen neuen Anstrich, das Wappen im Wiefeld wurde erneuert, die Kartusche dafelbst erhielt damals ein L (Ludwig). Die späteren Jahrzehnte brachten weitere Aenderungen, wobei allerdings manches vom ursprünglichen Stil verloren ging.

Großherzog Friedrich I. kam, wie schon in seiner Jugend, sehr gerne nach Stutensee, und die fürstliche Familie pflegte ihre häufigen Waldspazierfahrten mit Vorliebe nach dem Schloßchen auszu dehnen, um da kurze Rast zu machen. 1890 wohnten die Großherzoglichen Herrschaften einige Wochen dort. Zeitweilig nahm auch das eine oder andere Mitglied des fürstlichen Hauses oder Besuch in Stutensee einige Tage lang Aufenthalt, um sich in der Stille zu erholen oder der Jagd im Wildpark nachzugehen. Noch während des Weltkrieges hatte Großherzog Friedrich II. die Absicht, wegen der günstigen Lage in der Nähe der Haupt- und Residenzstadt in Stutensee längeren Aufenthalt zu nehmen. Die Ausführung scheiterte aber an der ungünstigen Wasserversorgung.

Das Jagdschloßchen Stutensee war einst Ausgangspunkt für die Hoffagden gewesen, solange der Wildpark noch gehegt wurde. Das vielfältige, interessante Jagdzeug für größere Jagden auf Girsche, Wildschweine usw. wurde in Stutensee aufbewahrt. Ein Jagdnetz davon hat sich noch im Badischen Landesmuseum erhalten als Erinnerung an vergangene Zeiten edlen Weidwerks im Hardtwald.

Stutensee blieb, gehegt von fürstlicher Günst, die Jahre hindurch ein liebliches Idyll, bis 1918 die Revolution auch dahin ihre Schatten warf. Blankenlocher nahmen in ihrem Freiheitsdrang Besitz vom Schloßchen und quartierten sich eigenmächtig da ein, kaum daß das fürstliche Inventar noch vor dieser „Besetzung“ gerettet werden konnte.

Der neue Staat übernahm alsbald Stutensee als Domänenbesitz und ließ dafelbst eine Fürsorge-Erziehungsanstalt mit landwirtschaftlichem Betrieb einrichten, die heute das ganze Anwesen verwaltet. Die ehemals abgeordnete Gemarkung Stutensee wurde inzwischen der Nachbarmarkung Blankenloch einverleibt.

So viel vom Geschichtlichen des einstigen fürstlichen Lust- und Jagdschloßes Stutensee und seiner Umgebung. (Die Geschichte seines landwirtschaftlichen Betriebes und seines Gestütes im Laufe der Zeit wäre eine besondere und interessante Aufgabe.)

Ein Gang durch das heutige Stutensee soll die Erinnerung an die Vergangenheit des Ortes aufleben lassen und das äußere Bild des Anwesens mit seiner Geschichte verweben.

Von der Friedrichstaler Allee im Hardtwald zweigte nordwestlich von Blankenloch der „Herrenweg“ ab, einst eine besondere

¹⁾ Ober, Jugenderinnerungen Großherzog Friedrichs I. Seite 12/13.

²⁾ Aus dem 18. Jahrhundert stammt die Sage von einem hartberzigen herrschaftlichen Seegräber und Wiesenknecht, den ein Fröner mit der Sense tödlich traf. Der Mörder floh in den Hardtwald und richtete sich selbst (Salsabschneidersee). Er zehet sich als Geist am Wald bei Stutensee. Auch der Seegräber geht um auf den Wiesen am Bachufer der Heglach und dem Alten Bach. Mit den Händen suchelnd, als ob er schimpfe, wird der Geist des Seegräbers am frühen Morgen von Mähern gesehen. Man darf ihn nicht anreden, sonst wird man an diesem Tag mit der Arbeit nicht fertig. (Nach H. Sauer.)

Verbindung für Stutensee und Staffort; er trifft, nordostwärts verlaufend, auf die Stutenseer Querallee, die in gerader Richtung südöstlich aus dem Wald und nach Stutensee führt.

Vom Waldbrand geht die mit Obstbäumen besetzte Allee einst war sie mit einem Naturhaag eingesäumt —, durch die Wiesen zu dem unter Bäumen fast ganz versteckten Schloßgut. Darüber hinaus schweift der Blick auf den Michaelsberg mit seiner Kapelle, zu den bewaldeten Bergen des Pfingstbühlens bei Weingarten und zum Turmberg bei Durlach.

Zwei Wachtelhäuschen, beschattet von mächtigen Linden, bilden die Pforte zu Stutensee. Gleichzeitig mit dem Schloßchen 1749 erbaut, stehen sie heute leider etwas verwahrloßt. Noch sind an einem die alten, bleivergoldenen Fenster vorhanden. Baudirektor Weinbrenner wollte im Jahr 1819/20 die beiden Häuschen abreißen und sie neu aufbauen. Aber man genehmigte damals nur eine Renovierung, und so blieben die zierlichen Häuschen noch im ursprünglichen Zustand erhalten.

Den von den Dekonomiegebäuden flankierten Hof schließt das gegenüberliegende Schloßchen mit seinen zwei Seitenbauten ab. Der Hof ist heute in einen Biergarten verwandelt. In der Mitte der Anlage stand ehemals eine Sonnenuhr auf einer etwa einen Meter hohen fanelierten Säule. Sie ist in der Nachkriegszeit verschwunden.

Das Lust- und Jagdschloßchen selbst ist in seinem Aeußeren von einer feinen, edlen Wirkung, ein einfaches, aber doch grazioses Beispiel der Rokokozeit. In zwei Stockwerken erhebt sich in rechteckigem Grundriß der 3 Meter lange, 8 Meter hohe und 12 Meter tiefe Bau, der mit dem Dach eine Gesamthöhe von 14 Metern erreicht. Vorder- und Rückseite ist durch ein Mittelrisalit mit Giebel und durch je zwei weitere Risalite rechts und links gegliedert. Das Erdgeschoß ist 3 Meter, der Oberstock 4 1/2 Meter hoch. Die Giebel ragen nahezu bis in die Hälfte des ziemlich flachen Daches hinein. Rechts und links von den Giebeln trägt das Dach je eine Gaube mit rundem Fenster. Das vordere Mittelrisalit mit dem Giebel, das breiter ist als das der Rückseite, 9 zu 7 Meter, hat 3 Fenster im oberen Stockwerk, im Erdgeschoß ist der Haupteingang von 2 Fenstern flankiert. Auf der Rückseite dagegen sind im Mittelrisalit des unteren Stockwerkes 2 kleine Türen, und darüber, im Oberstock, in gleicher Einteilung, 2 Fenster. Die Seitenrisalite haben in den beiden Stockwerken auf der Vorder- und Rückseite je 2 Fenster. An den Seitenflächen des Baues befinden sich im Ober- und Unterstock je 2 Fenster und 2 Fensterblenden.

Das vordere Giebelfeld trägt in Stuko das badische Hoheitswappen, darüber die Fürstenkrone, in einer Kartusche unten ein L (Ludwig).

Das Schloßchen hat heute einen grauweißen Anstrich, ursprünglich war jedenfalls die rote Farbe vorherrschend. Die Fensterläden sind blau gestrichen, einst waren sie in Grün gehalten.

Die Türe des Haupteingangs führt in ein Vestibül mit breiter Öffnung nach dem Vorraum des hinteren Eingangs, wo sich der Treppenaufgang befindet. Eine prächtig ausgeführte, breite und schön geschwungene Treppe aus Eichenholz, in ihren Einzelheiten noch wohl erhalten, verbindet das Erdgeschoß mit dem oberen Stockwerk und dem Speicher.

Um den Vorraum des Oberstocks gruppieren sich die Zimmer, in der Mitte liegt der Saal. In den Räumen des Schloßchens hat sich nichts mehr von der einstigen Innenausstattung und Wandbekleidung erhalten, nur das an den Saal anstoßende Zimmer weist noch Stukkaturen der Rokokozeit an der Decke und über den Türen auf: Armbrust und Köcher schaut aus den Surporten heraus. Die alten Kamine sind teilweise, alle Türen aus Eichenholz noch aus der Bauzeit vorhanden. Vom alten Mobiliar aus großherzoglicher Zeit haben sich nur zwei Truhen im Vestibül erhalten, ferner noch einige gut geschnitzte Stühle von 1796.

Die einstigen in feineren Farben gehaltenen und geschmackvoll mit zierlichen Möbeln und Rippfächern, mit seidenen Tapeten, mit Stukko, Surporten und Bildern ausgestatteten Zimmer mußten ihr Aussehen mit den Jahren ganz verändern. Vestibüle und Treppenhäuser waren mit vielen prächtigen Geweihen geschmückt, die Wände sind heute kahl.

Seit dem Einzug der Erziehungsanstalt in Stutensee dient das Schloßchen als Wohnung des Leiters und seines Personals, wie der Pöglinge. Von den Dekonomiegebäuden wurde der ehemalige Fohlenstall umgebaut und darin Wohnräume und ein Schulsaal eingerichtet. Die Eingangstüre des Baues mit einem Holzrelief (die neun Muses) wurde 1930 von Karlsruhe dahin gebracht. Sie kam aus den Beständen des ehemaligen Hofbauamtes und stammt jedenfalls von einem klassizistischen Gebäude der Stadt.

Der einstige Türnizbau ist heute Wajchküche mit einer Wohnung. Im Fohlenmeisterhaus, dem späteren Hofsägerhaus, ist die Gaststätte, die Wanderern eine Erfrischung bieten kann. Die übrigen Gebäulichkeiten sind dem handwerklichen und dem landwirtschaftlichen Betrieb entsprechend verwendet. In dieser Beziehung leistet die Anstalt zur Ausbildung ihrer Pöglinge Hervorragendes und scheidet tüchtige junge Leute in die verschiedenen Handwerke, in die Landwirtschaft und die Gärtnerei.

Die geistige und leibliche Fürsorge für die Insassen von Stutensee steht unter langjähriger bewährter Leitung. Die anmutige Lage des Schloßgutes in freier Natur, der herrliche kleine Park mit dem prächtigen, lebenswerten Baumbestand ringsum trägt auch seinen Teil bei zum Wohlbehagen der Stutenseer. Auch der Besucher wird unter den alten Eichen die Schönheit und Ruhe des Ortes empfinden und kann dabei im Geiste vorüberziehen lassen all die historischen Gestalten auf Badens Fürstenthron, die hier im Kreise ihrer Familie gewohnt und sich erfreut haben an dem ländlichen Idyll des Lust- und Jagdschloßchens Stutensee.

Fritz Kopp / Die Braut wider Willen

I.

Der Schmied-Kaveri von Erlebach und die Emerenz aus dem Nid heroben konnten einander leiden. Sie schlank und lustig, er gestaucht und schwierig, ein Paar wie Most und Dickmilch, scherzte der Schmiedler, und doch für einander geschaffen. Und die Alten hatten nichts dawider und die Weißbentel stimmten auch soweit. Wenn nichts dazwischen kam, wollte man übers Jahr Hochzeit machen.

Bis dahin, meinte er, könne die Aussteuer zusammenposamentiert und die Schmiedswohnung, darenin man sich mit Mutter und Schwester teilen wollte, ein bißel umgeorgelt und renoviert sein. „Vorläufig wenigstens.“

Und die Seine hatte gestrahlt und genickt, denn sie war so verliebt, wie verträglich, und wünschte nur den Tag herbei, der sie von der Stiefmutter befreien und auf eigene Füße stellen sollte.

Und der Jhrige spytete sich und teilte sich redlich zwischen Nid und Schmiede; das bißel Landwirtschaft ging nebenher und die Feiertage gehörten der Seinen und dem Plätschvergnügen. Das ging recht einhellig Sommer und Winter durch fort. Hernach hatte er noch einmal auf vier Wochen müssen einrücken und den Reservemann spielen, und als er heimkam — gefiel ihm die alte Schmiede nicht mehr. Mag sein, er war in der Garnison unten, wo gar prächtig gebaut wurde, auf den neuen Geschmack gekommen.

Das spielte nämlich um die achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts, wo das Handwerk noch einen goldenen Boden hatte und der Bauersmann gern mit Talern klimperte, weshalb so manchen der Haser stach, daß er obenhin aus wollte.

Wie dem nun sei, der Kaveri hatte die goldenen Treffen er-gattert, er trug den Kopf höher wie vordem und fand bei sich, mit der Wafelache vom Kaveritoniselig sei heute kein Fortkommen mehr. Man werde wohl oder übel umbauen und dem-

zufolge die Hochzeit verschieben müssen. Und eines Abends, Ende Mai, da die Seine drängte und die Mutter ansagen wollte, die Wohnung umzuorgeln, hatte er seinen Plan schon soweit perfekt, daß er meinte, sich seiner Braut offenbaren zu müssen.

„Schau Schabel,“ fing er an, da sie nidauswärts wandelten die Hecken schleierten und die Bäume trugen Brautkronen zur Schau, „als meine ich, es tue kein Gut auf die Dauer mit den Meinen zusammen in der engen Behausung vom Vaterseilig. Und wenn du immer meinst, es ginge schon, so sage ich heute, da dafür heirate ich nit und bist du mir eineweg zu gut.“

„Zu gut,“ sagte der Rader von Schmied, gewohnt, feurige Kohlen zu sammeln, und sagte dies und das, es gehe ums Ansehen vom Geschäft und auch um der stolzen Nider wegen, denen der simple Grobschmied keineswegs kommod gekommen sei. Das fühlte sich wohl durch und lasse er sich von keinem ausreden.

Die Emerenz bekam natürlich einen schweren Schrecken, wie er mit alledem herausrückte, so kurz vor dem Aufgebot, und schalt und lamentierte: Das sei doch nun alles Parifari von wegen der Jhrigen und so weiter, er solle doch lieber gleich sagen, daß er ihrer leid sei und sich eine Schöne und Feinere wüßte in der Stadt unten, und was man eben sagt im ersten Darm.

Aber der Schmied-Kaveri, eben so gewohnt, das Eisen sich verkühlen zu lassen, ehe man es so mte, streichelte und verwies sie zugleich, denn das, was sie vortrüge, sei schon mehr wie Parifari, schon mehr sündhaft sei das angesichts der unschuldsvollen Blütenpracht, und das Gegenteil sei wahr.

Eben darum und weil er so langz gewartet habe, bis daß die Richtige gekommen sei, er streichelte sie inniger und ließ seine Braunänglein bliken, eben darum müsse nun auch alles richtig werden, und dazu gehöre ein rechtes Haus und vor allem mehr Platz. Indem daß man an den lieben Nachwuchs denken müsse und wie leicht an so ein Kind was kommen könne und es die

andern viere, fünf anstrecke in der Enge beieinander. Wonach sie einen roten Kopf bekam und sich solche Spässe verbat; worauf er zu verstehen gab, daß es ihm gar nicht ums Spassen sei, indem daß seiner Mutter, wie sie wissen müsse, von sechsen bloß zwei geblieben wären nach der Scharlachepidemie ausgang des Krieges.

Kurzum, er wußte auf alles etwas zu sagen, und wegen der Aufschreibung brauche sie sich nicht lang zu grämen, denn das sei der Schmiede Art, daß sie mit lang erst projektieren und zeichnen täten, sondern sie beguckten und befingern das Dings und dann schlagen sie los und muß es klappen und passen". Im übrigen wolle er schon dafür sorgen, daß ihr die Zeit nicht lang würde und sie in jeder Weise entschädigen. „Und: dann, hör' noch," rief er ihr nach, da sie den Niderhof beschritt, „die Sache geht niemanden was an, ich mach' alles ganz alleinig.“

Und der Kaveri hielt Wort, wenigstens betreffs Entschädigung und Zeitvertreib. Wenn er die ganze Woche nicht aus dem Schurzfell kam, die Feiertage hielt er allemal heilig und für die Seine parat. Da machte er sich fein, paßte seine Lange vor der Kirche ab und lustwandelte mit ihr, wohin das Herz verlangte: Zum Nid hinauf, gut Wetter machen oder auf einen Kaffee zu den Seinen, auf Tanzböden oder in Gottes freie Natur. Darüber ging die Zeit hin und ehe man's dachte, war wieder ein Jahrlein um und noch war kein Bau und kein Aufgebot in Sicht. Derweilen aber war ein Bernerwägelen beschafft und ein Nög neben die Kuh gestellt, „für das Pläsiervergnügen, verstanden, mit diesbezüglichem Geschäftsumtrieb, und so eins ums andere.“ Denn mit dem Bauen verhalte sich's wie mit dem Schmieden. „Im Umsehen ist dir das beste Stück Eisen verhaut und hernach gib't einen Pusch. Aber weil wir gerade hier vorbeigefahren kommen. Vrr!" machte er und hielt den Wagen an und deutete mit der Peitsche seitwärts in den Schnee, wo sich ein mächtiger Giebel aus der Berglehne reckte.

„Schau, so wird's, und im Frühjahr geht's los," jagte er und sah den Gaul, daß er hochliege wie ihr jubelndes Herz.

Da fand sie auf einmal die Heimat so traulich und hold wie seit langem nicht mehr, die glitzernden Schneehänge mit den dunklen Tannenfronen und die Schindeldächer über den eigenen Schatten geduckt, daraus sich zeitweilig ein Dichtlein stahl, und mußte sich an den schwierigen und doch so guten Mann drücken und die harte Hand streicheln, darin die Bügel lagen. Er merkte ihre Bewegung und jagte, sich den Schnauzer streichend: „Na, bist bräutlich zufrieden mit deinem Fackler. Daß die Leute reden; er weiß, was er will. Mußt ihn nur machen lassen.“

„Und schauet Vater und Mutter, so heißt es in ganz Erlebach. Man muß ihn machen lassen, ihm nit reinreden in sein Sach. Er will nit geholfen haben, und wenn du ihm gar mit Geld kommst, Vater, so wird er giftig.“

Also mußte man sich wiederum in Geduld fassen. Doch weiß der Himmel, war das Dings noch immer nicht genugsam beguckt und besingert. Der Schnee schmolz, die Matten fingen an zu schimmern und Busch und Baum steckten grüne Föhnlein auf. Ueberall rührte sich's, wurde erweitert, gestrichen, und vor der Schmiede lag ein Häuflein Ziegelsteine, aber von Bau war noch nichts zu merken. Vielmehr hatte der Kaveri geschäftlich verreisen müssen, und als er heimkam, gefiel ihm der erste Plan nicht mehr und sprach er von der Betonbauweise, die einmal zu überlegen wäre. „Aber ja, die Zeit, die, wenn man hätte, und vier Aerm, statt bloß zwei, nachdem daß die Mutter anfangen kindlich wird und die Schwester nur noch ans Heiraten denkt.“

Also es half nichts. Rein ins Geschirre morgens um viere, und geackert und gemischt, und hernach gehämmert und gehämmert, daß die Funken flogen zum Nachthimmel hinauf. Wenn der Schornstein flammte, drang der Feuerschein oft bis zum Nid hinauf und das Arboßbläuten ließ ein gewisses Kammerfenster scheppern, dahinter sich eine in die Kissen drückte, sich härmte und kasteite und seite wider den täglichen Kampf, bis dann wieder der Sonntag kam.

Da holte er seine Lange an der Kirche ab und fuhr mit ihr ins Gäu zum Pläsiervergnügen und diesbezüglichem Geschäftsumtrieb. Zuweilen nahm er auch Mutter und Schwester mit und spielte dann gern den Nöblen, ließ die Seine sich drehen und veramüßigen und fünf gerade sein, und hatte es währenddessen wichtig mit diverser Kunstschafft, und was sich so Freundschaft schimpfte, und für einen Freitruuf bereit war, seinen Standpunkt zu teilen.

Damit aber nun endlich das Lamentieren und Gequengel aufhören und das Maide nit gar noch krank wird vor Herz-Tresen und Kummeris, so hatte er in einer schwachen Stunde den Schwur getan: „Bis zum Gausfest nächsten Herbst steht das Haus parat. Sorg du nur für dein Sach, als wie sich's gehört für die stolze Niderstöchter, und in solch ein Haus hinein, und das übrige laß meine Sorge sein.“ Das war im Winter, wo man Zeit hat, das Seine zu über schlagen und mit sich ins Reine zu kommen, und im Frühjahr drauf, o Wunder, wurde Bauholz abgeladen und hernach das Schmiedetor erweitert, und ein Fenster vermauert, und ein anderes gebrochen, und dann hatte es wieder einmal Ruh.

Der Niderbauer kam eines Tages vorgefahren, zu sehen, woran daß es alleweil noch haperte, hatte einen schwierigen

Disput unter vier Augen und fuhr mit zornrotem Schädel wieder ab. Hinterher gab es im Nid oben ein Frühgewitter und in der Schmiede etliche Konterlänze zwischen einem Schurzfell und zwei Weiberröcken. Man erfuhr gelegentlich, daß der Bau wegen Abweichung vom Plan hatte eingestellt werden müssen. Was kann's da machen?

Als die Hecken wieder schleierte und die Zwetschgenbäume Brautkronen trugen, stockte der Verkehr zwischen Nid und Schmiede. Es flogen noch etliche Brieflein hinauf und hinunter, mühsam gefritzelte und klobig hingehaune, die nichts mehr bessern konnten. In ihrem letzten Schreiben ließ ihn die Emerenz wissen, daß sie es nachgerade in den Nerven habe und nach des Doktors Meinung einer Luftveränderung bedürfe. „Also set so gut und verschone mich. Bau du, wie du es für nötig hältst. Hab' ja schon immer gemerkt, daß dir der Bau allzeit wichtiger war, als deine Lange.“

Das war eindeutig und für den Schmied ein nicht unwillkommener Anlaß, sich Hals über Kopf in die Arbeit zu stürzen, darin ihn niemand mehr störte.

Um die Zeit nun, da der Frontispiz ins Blaue ragte, sprach man in Erlebach allenthalben vom Fest, vom Gausfest in der Amtsstadt Staufen. Geplant war eine landwirtschaftliche Ausstellung Ende August 1884 zwecks Förderung von Ackerbau und Viehzucht, verbunden mit einem Volksfest. Ein fröhlicher Wagenzug am Eröffnungstage sollte beteiligten Gemeinden Gelegenheit geben, ihre jeweilige Besonderheit und bodenständige Art in launiger Weise zu veranschaulichen. Im Amtsverfügbiger stand zu lesen, daß die Großherzoglich Badische Regierung das glückhafte Unternehmen in jeder Weise zu unterstützen gedenke und bereits eine namhafte Summe ausgeworfen habe zur Prämierung hochwertiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse.

Darüber hinaus hatte der Bezirksausschuß unter Leitung des Amtsvorstandes (der wohl als Urheber des glücklichen Gedankens eines Volks- und Trachtenfestes gelten darf), einmütig beschlossen, die drei schönsten Wagen zu prämiieren. Was Wunder, daß dieses Fest in allen Tälern auf und nieder den Dreh- und Angelpunkt aller Erwägungen bildete, daneben die Tagesfrage, und sogar d's Politik völlig in den Hintergrund traten, woraus sich ergibt, daß das Wort von der guten, alten Zeit manchmal seine Richtigkeit hat.

Die Erlebacher wollten hinter keinem zurückstehen. Als gute Heubauern hatten sie sich für einen regelrechten, wenn auch besunderlichen Heuwagen entschieden.

Er sollte, von vier Prachtosjen gezogen, geleitet von einer Schar sideler Mähder und Heuerinnen mit seiner duftigen Würde daherschwanke, als käme er joeben vom Feld. Ein stattliches Bauernpaar, das mit Mofstrug und Erntekranz von oben herunterwinkte, durfte anzeigen, daß sich's hier um die erste Ernteeinfahrt zweier Jungvermählten handele. Etliche Burtschen hätten sich's nicht nehmen lassen, ihre Köpfer auszuspannen, um dem Einstand als Vortrab zu dienen, alles möglichst unverfälscht und durch die Tracht zu einem einheitlichen Bild gefaßt.

Soweit ließ sich die Sache gut an. Inzwischen war eine Kommission oben gewesen, um die Trachtengruppen zu bestimmen. Dabei hatte es gleich schiefe Gesichter gegeben, weil nach sachverständiger Ansicht eben nicht jedes laubere Maide auf dem Wagen sitzen konnte, und nicht jeder, der zu reiten verstand, auf seinem Gaul.

Nun sind die Erlebacher nicht gerade durch körperliche Schönheit ausgezeichnet. Die Maiden scheinen vorn wie hinten egal und die Buben haben knapp Soldatenmaß; was tut's, sie haben es in sich. Sie sind larg, aber zäh und gewissermaßen ihren knorzlichen Zwetschgenbäumen zu vergleichen, die einen herzhafsten Schnaps liefern.

Ob es nun richtig war, wo es doch ums Bodenständige ging; der Kommission ging es nur um stattliche Figuren und um ein besonders schönes Paar für auf den Erntewagen. Wie es nun der leidige Zufall oft fügt und ohne daß sich die Betroffenen versehen, so war in den Tagen im Nid oben ein gewisser Poisl aufgetaucht, gebürtig aus dem benachbarten Glottental aus der stiefseitigen Verwandtschaft, nebenbei begütert und der Emerenz nach Siatur und Herkunft gerade kein Dorn im Auge. Daß er ernste Abichten verfolgte und was sie sich dabei gedacht haben mag, tut nichts zur Sache. Sie segnete vielleicht die Stunde, da sie den Vetter an die Bahn bringen durfte, und bei der Gelegenheit war das prächtige Paar der Kommission aufgefallen, die den gleichen Zug benötigte, um ins Glottental zu gelangen.

Bald darauf empfing die Niderstöchter einen sonderbaren Brief vom „Kuffang": „Daß Du es nur weißt und ob wir nicht zusammenpassen? Die Herren von der Kommission haben mich unterwegs ausgefragt und gemeint, ja gemeint: Weil wir ein so harmonisches Paar darstellten, als wie in ganz Erlebach keins aufzutreiben sei, also ja, so wäre wohl nichts dabei, wenn wir zwei Weiden den Ehrenplatz auf dem Heuwagen täten einnehmen. Sie wollten die Sache schon beizeln, sagten die Herren, und unfer Schaden sollte es nicht sein. Bedenkzeit hin, Bedenkzeit her, zugereter geht es ja nur um das Bild, halt Thlater, verstehst, und den Erlebachern um den Preis.“